

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 258.

Dienstag, 20. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Aber man steckte die Köpfe zusammen.

Ei, ei! — Wer hätte das dem braven Henry zuge-
traut!

Nun, junger Wein will gären . . .

Zimmerhin . . .!

Doch: Was wollte man sagen?

Wenn der Vater womöglich die Hand bot zur Ent-
führung junger Mädchen . . .

Die Gerüchte in dieser Hinsicht wollten und wollten
nicht verstummen, und Goyles konnte sich bald vor den
deutlich und deutlicher werdenden Anspielungen nicht
mehr verständnislos tun.

Goyles Partei forderte von ihm eine blündige Er-
klärung — eine Zurechtweisung — ja, Herausforderung
der gegnerischen Presse. Seine treuesten Anhänger be-
gannen, wenn nicht von ihm abzurücken, so doch ihn zu
kritikisieren.

Den Herzog ließ das alles merkwürdig unberührt.

Was ihn bewegte, nicht zur Ruhe kommen ließ und
seine ganze Entschlußkraft beanspruchte, war der Wunsch
und Wille, seinen Sohn und dies fremde junge Mädchen
vor den Folgen seiner übereilten Handlungsweise zu
schützen.

Selbst der Prozeß und dessen Chancen begannen ihm
als zweitrangig zu erscheinen.

Er dachte — eigentlich zum ersten Male in seinem
Leben, sicher aber seit Jahrzehnten — in wirklich
menschlicher Teilnahme an andere.

Der Senator Holm ging mit großen Schritten, in
nervöser Unruhe — in quälendes Grübeln versenkt —
in seinem geräumigen Arbeitszimmer auf und ab.

Die Villa, die er in Harvestehude bewohnte, gehörte
zu den schönsten und modernsten Bauwerken der priva-
ten Wohnwirtschaft. Das ältere Haus der Holms, in
Uhlenhorst gelegen, hatte er dem Sohn und dessen Fa-
milie überlassen. Ihm war es seit dem Tode seiner
Gattin verleidet. Aber Holm fühlte, daß auch in diesem
Hause sein Bleiben nicht sein würde, wenn Brigitte ver-
schwunden bliebe. Mehr und mehr begann er zu fürch-
ten, daß sie das Opfer eines Verbrechens geworden, und
er wußte zuweisen nicht, ob er nicht lieber wünschen
solle, sie weise nicht mehr unter den Lebenden — als zu
denken, sie sei in unwürdige und gemeine Hände ge-
fallen.

Holm hatte einen geschickten deutschen Detektiv nach
Frankreich beordert — ihm alles einschlägige Material
zur Verfügung gestellt.

Dieser Detektiv konnte aber kaum erst an Ort und
Stelle angelangt sein.

Wie lange würde es dauern, bis er — Gewißheit
erlangte?

Aber fürchtete er nicht vielleicht gerade die am
meisten?

In diese Gedanken — die ihn nie ganz freigaben —
vertieft, wehrte er ungeduldig dem Mädchen, das ihm
den Besuch zweier Herren meldete.

„Für niemand — aber auch für niemand bin ich zu
sprechen.“

Indessen das Mädchen erschien von neuem.

„Die Herren bitten warten zu dürfen, bis der Herr
Senator sie empfangen könne und wolle.“

„Sag ihnen, Marie, sie möchten sich gefälligst zum
Teufel scheren! Unverschämte Kollektierer! Ich gebe
doch nichts auf diese Renommierlisten.“

„Herr Senator“, meldete das Mädchen zum dritten
Male, „ich bin gebeten worden, diese Karte abzugeben.“

Die Karte zeigte keinen Namen.

Es standen nur ein paar Worte mit steiler Hand-
schrift darauf.

„Es handelt sich um Ihre Tochter.“

Ein unklares Mißtrauen blieb in dem Senator.

Auch dies konnte Bettelei — wohl gar Erpressung
bedeuten.

Oder — wenn es wahr wäre?

Wenn man ihm Nachricht brächte — die letzte, blasse
Hoffnung zerstörte?

Er gab nur mit der Hand einen müden — hoff-
nungslosen Wink.

Und dann erschienen die Herren.

„Eigenartige Gegensätze . . .“

Hoch, hager, blaß — vornehm und elegant der eine.
Breit, gutmütig, irgendwie subaltern, aber äußerst
vertrauenerweckend der andere . . .

Beide nicht mehr jung — beide augenscheinlich er-
regt.

Der Lange, Hagere verneigte sich mit betonter Höf-
lichkeit.

„Herr Senator! Wollen Sie uns gestatten — es
handelt sich um Ihre Tochter — Ihnen eine Vorführung
zu machen?“ sagte er in mühsamem Deutsch.

Reklame?

Heiße Wut packte den alten Senator.

„Haben Sie denn in drei Teufels Namen keine
Scham im Leibe, daß Sie so mit den Gefühlen eines
Vaters Schindluder treiben?“ schrie er den an, der ge-
sprochen hatte.

„Ich bin zu jeder Genugtuung bereit — aber ge-“

statten Sie mir vor jeder Verhandlung, daß ich Ihnen Ihr Fräulein Tochter im Bilde zeige."

"Meine Tochter — im Bild?"

"Es ist schon alles bereit — wenn der Herr sich dort" — der Gemüthliche, der beiden sprach es in wahrhaft jammervollem Deutsch — "hinstellen wollen — so wird er das Fräulein erblicken."

Dennoch eine Erpressung?

Wollte man ein Lösegeld von ihm? Oder — doch den Eindruck machten die beiden auch nicht! — Theosophen? — Spiritisten?

Ärgerlich — unschlüssig, bereit, die beiden eigentümlichen Besucher jeden Augenblick mit Donnerwetter vor die Tür zu setzen, schaute der Senator von einem zum andern.

"Wäre es nicht eine einfache und zwischen zivilisierten Europäern selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit, mir zu sagen, mit wem ich die — Ehre habe? grollte gereizt seine Stimme."

Der Lange, Hagere, rief sich mit einer Gebärde nachdenklicher Resignation die Hände.

"Wenn ich es bisher noch geflissentlich versäumt habe, Herr Senator, so hatte das seine Gründe", sagte er dann mit raschem Entschluß freimütig. "Aber Sie haben recht — man soll sich seine Zaghaftigkeit gestatten — ich bin der Herzog von Goyle."

Einen Augenblick wirbelte im Hirn des Senators alles durcheinander — er griff unwillkürlich nach einem Stuhl. Als er aber den zweiten der Besucher mit angstvoller Gebärde auf sich losstürzen sah — augenblicklich fürchtete er einen Ohnmachtsanfall des unerlehten Herrn — raffte er sich auf und wies ihn mit energischer Handbewegung zurück.

"Goyle? Goyle?", wiederholte er. — "Also doch . . .!", mein Herr, Sie wagen es . . ."

Die aufschwellende Farnesader auf der Stirn des Senators ließ Goyle eine gute deutsche Grobheit erwarten. Er, für sein Teil, war gewillt, sie hinzunehmen, wenn sie ein gewisses Maß nicht überstieg. Doch er wandte sich geistesgegenwärtig an seinen Begleiter:

"Lassen Sie uns allein, Jim."

Und als der die Tür hinter sich geschlossen, sagte er in ruhigster Höflichkeit zu dem erstaunt verstummten Senator: "In Gegenwart der Diensthofen muß man seine Worte zu sehr auf die Waagschale legen."

Goyle hatte jetzt englisch gesprochen. Die deutsche Sprache beherrschte er sehr unvollkommen. Und die wenigen Worte, die er in seinem eigenen Idiom redete, wirkten so viel ruhiger und sicherer, daß sie den Senator unwillkürlich in seinem aufbegehrenden Jähzorn hemmten.

Sie — Sie haben also tatsächlich . . .", brach es nun in seltsamer Befremdung von seinen Lippen. "Meine Tochter . . ."

"Herr Senator! Ehe Sie mich verurteilen, gestatten Sie eine Auseinandersetzung, die keine Entschuldigung zu sein sich anmaßt."

Der Herzog fuhr fort, englisch zu reden. — Holm antwortete deutsch.

"Vor allem — vor allem — wo ist das Kind?"

"In treuer Obhut. Es ist ihr kein Leid geschehen."

"Und sie — sie . . .?"

"Weiß nicht, daß ich hier bin, Herr Senator. Ich kam, um Sie aufzuklären. Es hätte früher geschehen sollen, aber — ich wußte selbst nicht, was tun. Die jungen Leute haben mir dann — unbewußt — den besten und ehrenhaftesten Weg gezeigt."

"Die jungen Leute? Herr — Sie wollen nicht insinuieren, daß meine Tochter sich in eine leichtfertige Liebesgeschichte . . ."

Der Herzog erhob die Hand mit beschwichtigender Gebärde.

"Ihr Fräulein Tochter hat sich nichts — absolut nichts zu schulden kommen lassen. Überhaupt niemand als — nach sekundenlangem Zögern — als — ich. Aber — wie die Sache sich entwickelt hat: Ich bin hier,

um Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter für meinen Sohn zu bitten."

Der Senator sah den anderen an mit einem Blick so voller Geringschätzung und Verwunderung, daß dem alten Herrn das Blut in die Wangen stieg.

Die Sache war schwerer — verlief komplizierter, als er geahnt.

Er seufzte leise.

"Mein Sohn und Ihre Tochter lieben sich."

Ein höhnisches Lachen war die Antwort auf diese Mitteilung.

"So? Und deshalb haben Sie, mein saubere Herr Herzog, Brigitte entführt?"

"O nein! Damals kannten sich die jungen Leute noch nicht."

"Und jetzt?"

"Mein Sohn, den ich in die Affäre einweichte, erbot sich — ich fürchtete, die junge Dame möchte sich langweilen."

"Wie zartfühlend! Und an die Angst, die Sorge — die Qualen der Verwandten dachten Sie — dachte Ihr Herr Filius natürlich nicht?" höhnte der Senator. "Herr, wissen Sie wirklich nicht, was ein Vater fürchten muß, wenn seine junge, hübsche Tochter so spurlos vom Erdboden verschwindet? — Wissen Sie nicht, was das bedeutet, wenn ein Vater, wie ich bis vor einer halben Stunde noch — hoffen muß, daß sein Kind nicht mehr lebt?"

Es sprach so viel tiefer und echter Schmerz aus den Worten, aus der Stimme, dem Antlitz des Senators, daß der Herzog in diesem Augenblick erst ganz begriff, was er angerichtet.

"Sie werden — von meinem unseligen Prozeß gehört haben. Er hat mich blind gemacht gegen alles andere. Aber glauben Sie mir, ich bin geheilt. Sobald diese Angelegenheit geordnet ist und sobald die Wahlen vorüber sind, werde ich die Sache liquidieren."

"Was geht das mich an? Prozeßieren Sie in alle Ewigkeit. Was — was — in drei Teufels Namen — hat mein Kind damit zu tun?"

"Herr Senator, das auseinanderzubringen scheint mir die Zeit nicht vorhanden. Ich muß in wenigen Stunden wieder in England sein. Ich bin mit meinem Diener herübergefliegen . . . Ich — ich hasse die Fahrt durch die Luft! Aber was tun? Die Sache ist dringend geworden. Ihre Tochter kann jeden Augenblick entdeckt werden — und jetzt — bin ich nicht mehr allein an ihrer Anwesenheit auf Monplaisir schuldig. Sie selbst hat sich zu ihrer — ihrer Internierung bekannt — aus Liebe zu meinem Sohn — ohne die Konsequenzen zu ahnen! — Es ist mir auch dadurch — ein großer Wirrwarr erspart geblieben. Ich fühle mich an Ihr Fräulein Tochter gebunden durch das für mich stärkste Band aller menschlichen Beziehungen — das der Dankbarkeit!"

(Fortsetzung folgt).

Herbststurm.

Es neigen sich die Kronen der Platanen,
Die Blätter sind des tollen Spieles Raub,
Die Äste zittern: mit gekentten Fahnen
Beschatten sie das fahle, welke Laub.

Der Sturm singt dir vom Werden und Vergeh'n,
Er tönt in deiner Seele klagend wieder;
Noch hat dein Blick den Sommer kaum geseh'n,
Schon rufen dich des Herbstes Abschiedslieder.

Gewaltig dröhnt die Orgel über dir —
Von hellem Glanze plötzlich überronnen
Beugt sich der alte Stämme stolze Zier
Und öffnen sich der Sterne Silberbronnen.

Der Mantel lichter Nacht legt wie ein Trost
Sich auf dein heißes, wild bewegtes Herz:
Im Wind, der durch des Abends Brunk getost,
Träumst du vom ersten Frühlingsturm im März.

Alfred Hof.

Wunderwelt der Kakteen.

Von Dr. Otto Kuhlshager.

„Schwiegermutterkissen“ und „Negerfinger“.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen. Aber wenn du durch die Catinga wanderst, den Gestrüppwald in den heißen Schluchten des mexikanischen Hidalgo, wirst du Greisenhäuptern begegnen, vor denen du dich hinsetzen mußt. *Cephalocereus senilis* heißt die Riesentatze, die bis zu 15 und 20 Meter erwachsen, wie eine urweltliche Gurke aufrecht dasteht, von oben bis unten mit weißem Haar und dort stumm und unbeweglich Wache hält. Viele dieser munteren Greise sind 150, 200, selbst 300 Jahre alt. Da kann man sich buchstäblich hinsetzen, vor Erstaunen nämlich. Aber wenn du dich hinsetzen mußt, gib acht, daß du dich nicht auf ein „Schwiegermutterkissen“ setzt. Denn auch diese Kaktee mit der liebevollen Namensgebung ist ein Unikum, das in seinen ältesten Exemplaren ein a halben Meter Durchmesser erreicht, kugelförmig und rings mit wehrhaften Stacheln besetzt. Die Eigenschaften dieser Stacheln kannst du erkennen an einer Verwandten dieses Schwiegermutterkissens, die genau so aussieht, nur eiförmig ist und „Teufelsnadelkissen“ heißt. Es scheint nicht gehauer im Kakteenwald für den einsamen Wanderer. Ringsum bedroht ihn der Schrecken in lauter grotesken und bizarren Gestalten. Säulen-, Warzen-, Randelakakteen und riesige Wolfsmilchgewächse reden sich nach ihm. Und die heute motorisierten Naturforscher-Expeditionen leben im ständigen Schrecken vor dem Schlauchtöter, einer Kaktee, deren Stacheln sich in die Pneumatiks bohrt, bis ihnen die Luft ausgeht. Dennoch aber ist sie wertvoll und nützbringend. Sie hat es mehr innerlich, sie birgt ein saftiges, wasserhaltiges Fruchtfleisch, ihre Früchte schmecken wie vollreife Birnen oder Aprikosen, und die Opunzie, die Feigenkaktee, mit den großen flachen lederen Blättern, schmeckt gekocht so gut wie auch Opunziensalat. Kakteen bilden vielfach die Nahrung der Einwohner Mexikos, und in der Wüste hat der Fund einer Kaktee schon manchen verdurstenden Reisenden das Leben gerettet.

Nacht der Blüten.

Vielleicht kann man den Charakter eines Menschen daran erkennen, ob er Kakteen liebt oder nicht. Denn zur Kakteenliebe gehören sicher bestimmte Eigenschaften. So vor allem eine unermüdliche Geduld, die jahrelang warten kann, jahrelang, bis das lederne, stachelige Wesen erwachsen ist, jahrelang, bis sich sein Inneres dem geduldigen Liebhaber einer Nacht erschließt, da die prachtvolle exotische Blüte sich öffnet, um im Schein der Morgen Sonne wieder zu vergehen. Alle Kakteen haben ihr Gesicht gegen Westen gerichtet, ihre Behaarung oder ihre Knospe erscheint in dieser Himmelsrichtung, wenn die Pflanze blühfähig wird, und die sogenannten Schlachtatze sogar ihren ganzen Hals zum untergehenden Sonne zu. Denn sie sind alle Nachtblüher, ihre Blüten können das Licht der Sonne nicht ertragen, obwohl die heiße Zone ihr eigentliches Lebensselement ist. So stachelig und lebern, so eigenwillig und unlenkbar sie sich äußerlich gebärden, sie haben sozusagen ein besonders empfindliches Innenleben, das sich nur dem treuen, geduldigen und rührend besorgten Liebhaber erschließt, und auch nur für ganz kurze Zeit, denn ihre schöne Seele erträgt nicht den Anblick der rauhen Wirklichkeit.

Der „leuchtende“ Kaktus.

Boller Gemeinschaftsfreunde sind die Kakteenfreunde. Sie haben sich, wie es in Deutschland und im Zeitalter der Organisation eigentlich nicht anders denkbar ist, zusammengeschlossen. Stolz tragen sie das Abzeichen DKG. Ihr Verband ist die Deutsche Kakteen-Gesellschaft, die jetzt 40 Jahre besteht, und die zur Zeit im Botanischen Garten zu Berlin-Dahlem eine Kakteenausstellung zeigt. Dr. Werdermann, Kustos am Botanischen Museum, eben erst von einer sechsmonatigen Forschungsreise nach Kakteen aus Brasilien zurückgekehrt, ist ihr Vorsitzender. 2000 Mitglieder haben sich in 34 Ortsgruppen im ganzen Reiche und in Wien zusammengeschlossen. Interessant daran ist, daß die kleinen Städte prozentual die meisten Mitglieder stellen. Die Millionenstadt Berlin zählt ganze 200 Mitglieder, während z. B. die Ortsgruppe Wiesdorf bei Köln so stark und finanzkräftig ist, daß sie eigens einen Delegierten zu dieser Ausstellung entsenden kann.

Es ist eine eigene Welt, in der die Kakteenfreunde leben, dem lauten Treiben abgekehrt, und sie verstehen auch, daß die Kaktee eine weibliche Seele hat. Nur oberflächliche Menschen sagen „der Kaktus“, weil sie die rauhe, widerborstige Gestalt für Wesen halten. Aber liegt es im Zuge unserer Zeit, wird die Neigung zur Innerlichkeit und Stille wieder stärker, daß sich die Zahl der Kakteenfreunde mehrt? Überall gibt es wieder Geschäfte, die Kakteen ausstellen. Die

Pflanze, deren Zucht man sonst als eine Laune der Biedermeierzeit hielt, kommt wieder in Mode! Und das ist eigentlich wiederum gefährlich. Wenn in manchen Großstädten in den Straßen Kakteen vom fahrenden Stand gekauft werden, wenn man sich die unscheinbare Pflanze zu Geburtstagen und anderen Anlässen schenkt, muß man sich wohl daran freuen. Aber wenn nun ein Modeerzeugnis „auf den Markt gebracht wird“, wie der „leuchtende Kaktus“, dann kann es einem vor einem Schaufenster passieren, daß ein unsachverständiger Wichtigtuer einem erklärt: „Ja, der leuchtende Kaktus entsteht so: Man mischt Phosphor unter die Pflanzenerde, den nimmt „der Kaktus“ dann mit dem Wasser auf, und dann tritt der Phosphor an den Stellen, wo die Stacheln sitzen, aus“. Und das ist gar nicht wahr. Der Händler hat vielmehr dem armen Ding die Stacheln abgeschnitten und die Schnittstellen mit Phosphormasse betupft, und dann leuchten diese Stellen nachts. Das sind keine wahren Kakteenfreunde — sondern Blumenhändler.

„Königin der Nacht“.

Denn zur Kaktee muß man eine innere Beziehung haben. Deshalb wird sich diese Welt der Klein-Catinga nur solchen erschließen, die nicht fordernd an die Pflanze herantreten, daß sie nachts leuchten soll und ihr, weil sie nicht will, einfach Phosphor an den Leib schmieren, sondern die geduldige warten, bis sie einem ihre Schönheit schenkt. Die schönste Blüte bringt die „Königin der Nacht“ hervor, äußerlich eher einem Dornengebüsch gleichend, aber innerlich, voll formender Kraft und roter Leidenschaft. Wenn die „Königin der Nacht“ ihre Blüte öffnet, dann ist es wie ein Wunder. Und es wundert einen nicht, wenn ein Pfarrer in der Nähe von Erfurt sich abends mit der engeren Gemeinde, soweit sie kann und sich an seiner Kakteenzucht bereits erfreute, eine Stunde übers Feld auf den Weg macht, um das Wunder der „Königin der Nacht“, das sich in der Dämmerung in einem Nachbarorte bei einem anderen Kakteenfreund erschloß, bis an den grauen Morgen zu beobachten, ihr Blühen und ihr Sterben mitzuerleben, den wunderbaren, köstlichen Duft zu genießen, bis der erste Morgenwind seinen letzten Hauch aus dem Fenster weht. Da darf dann der Pfarrer mit der Gemeinde schweigen, wenn die Blüte predigt, und so hat es wohl ein Schuster auch gemeint, der im Berliner Norden als ein zweiter Jakob Böhme seine blühende „Königin der Nacht“ ins Schaufenster stellte, wo eine geduldige Gemeinde die ganze Nacht über auf der Straße andächtig auf das Wunder der Schöpfung schaute.

Hochzeit auf Trollhaugen.

Erinnerung an Edvard Grieg.

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Drunten rauschte das weite Meer der Wälder, an den Steilwänden brachen sich die wuchtigen Wogen, und der weiße Gischt der Brandung sprühte hoch herauf bis an die Grundmauern der Villa Trollhaugen, die Edvard Grieg mit Nina, seiner jungen Gattin, bewohnte.

Es war im Herbst 1874. Der große Künstler, erst 31 Jahre alt, war vor wenigen Tagen aus Rom zurückgekehrt, wohin ihn der Altmeister Liszt eingeladen hatte, dann war er mit der damals weltberühmten Geigerin Norina Norrmann, der späteren Lady Hallé, in Wien und Paris aufgetreten und hatte ungeheure Triumphe gefeiert. Nun war er, mit Ruhm und auch mit irdischen Gütern reich bedacht, nach der Heimat zurückgekehrt. Nina, seine junge Frau, hatte unterdessen die märchenhaft gelegene Villa Trollhaugen, unweit Christiania (Oslo) gepachtet und dort Wiedersehen mit ihrem berühmt gewordenen Gatten gefeiert.

An diesem wundermilden Herbsttage saßen sie nun zu zweit am Steinufer des Meeres im Moose und Schatten, still vor Glück, in die weiten Fernen.

„Erzähle mir von Rom, Edvard! Erzähle mir vom Papste!“ bat Nina.

„Gern! Papa Liszt, dem ja alle Tore offen stehen, verschaffte mir eine Audienz beim heiligen Vater, und ich kann sagen, diese Stunde, da ich dem Großen gegenüber saß, wird mir mein Leben unvergesslich bleiben und ich werde bestimmt ... Horch! Ist das nicht Musik?“ Sie lauschten, aber Frau Grieg erwiderte: „Ich höre nichts, Edvard! Es wird das Rauhen des Meeres sein?“ Und lächelnd fügte sie hinzu: „Dir ist ja alles Musik! Die wogende Brandung, der rauschende Wald, der murmelnde Quell!“

„Und das liebende Weib! Du selbst, Nina, bist mir

Musik, und ich bin so glücklich, daß ich wieder bei dir bin, wieder daheim bin! Italien ist schön, aber Norwegen ist schöner!"

Plötzlich dröhnte die Stimme eines Riesen durch Tann und Hag: „Edvard! — Edvard! Wo bist du?“

„Hörst du, Nina? Ist das auch Musik?“ lachte Grieg.

„Nein, du Lieber, das ist Löwengebrüll!“

„Und weißt du, wessen Stimme das ist?“

„Aber ja! Wer könnte also wuchtig brüllen wie unser Freund Björnson?“ Und Nina erwiderte den Ruf durch gellendes Hullo! Und wenig später stand vor ihnen der bärtige Riese Björnson, der große norwegische Dichter und Freund des Hauses Grieg.

Edvard Grieg sprang auf und schüttelte ihm hocherfreut die Hände und rief: „Wie mich das freut, daß du uns besuchst! Wie mich das freut!“

„Muß doch dem Heimgekehrten „Guten Tag“ sagen, und außer dem wollte ich doch auch vom Honig der Wiedersehensfreuden ein wenig naschen!“ lachte Björnson lüchlich. „Freilich, alter, lieber Vär! Sollst dein Teil haben! Nina, nimm ein Mahl, das sich sehen lassen kann, Björnson soll zufrieden sein!“

Frau Grieg wandte sich zum Gehen, aber der Dichter hielt sie zurück und sagte: „Erlaubt mir, ehe Sie uns verlassen, liebe Frau Nina! Ich bringe eine Neuigkeit mit aus der Hauptstadt, eine Freudenbotschaft für Euch zwei Lieben, und da ich der erste sein wollte, der sie verkündet, eile ich, zu Euch nach Trolldhaugen zu kommen.“

„Du machst uns neugierig, Vär!“ lachte Grieg.

„Große Ehre ist dir widerfahren, Edvard: Der norwegische Storting (Landtag) hat heute Morgen beschlossen, dir einen Ehrensold von jährlich 1500 Kronen zu bewilligen, als Anerkennung deiner hervorragenden Leistungen als Musiker und Komponist!“

Grieg, der kleine, schwächliche Mann, der sich neben dem hünenhaften Björnson wie ein Kind ausnahm, blickte still zu Boden, um zu verbergen, daß ihm die Augen feucht wurden, dann sagte er schlicht: „Ich danke dir für diese Nachricht, die mich unsagbar beglückt! Nicht allein des Geldes wegen, obgleich ich auch dies nicht unterschätze, denn ich kann mir nun das Landhaus zu Trolldhaugen, das ja nur gepachtet ist, kaufen, sondern vor allem deswegen, weil ich nun weiß, daß ich mit meinem Schaffen auf dem richtigen Wege bin: norwegische Musik, Ausdruck des herben und doch romantischen Nordens, also Heimatkunst!“

„Und ich freue mich vor allem meiner Mutter wegen, Edvard!“ rief Frau Grieg begeistert.

„Das kann ich wohl verstehen, mein Kind!“ Und zu Björnson gewandt erklärte er: „Meine Schwiegermutter, die gelehrte Schauspielerin Hagerup, ist mir nämlich nicht sehr gewogen und hätte Nina gern einem bedeutenderen Manne überlassen, und bei meiner Werbung hat sie das große Wort gesprochen: „Der Grieg ist nichts, der Grieg hat nichts und Grieg macht Musik, die kein Mensch hören will, die also auch nichts einbringt!“

Da lachte Björnson sein gutes, polterndes Kinderlachen und rief: „Na, nun kann sich ja die Frau Schwiegermama zufriedengeben! Jetzt bist du also etwas: National-Komponist und bekommst einen Staats-Ehrensold!“

„O, wie ich mich freue!“ jubelte Nina und eilte ins Haus und rief noch zurück: „In einer Stunde ist das Mahl fertig.“

Die beiden Freunden aber setzten sich zusammen ins weiche Moos und Björnson hub an: „Nun erzähle mir einmal aus deiner Jugendzeit, Edvard! Wie bist du eigentlich zur Musik gekommen?“

„Du weißt, Björnson, ich stamme aus Bergen, der alten Seefischerstadt, wo mein Vater englischer Konsul war, und meine Mutter ist Gesine Hagerup, die seinerzeit berühmte Pianistin und obendrein die Schwester meiner Schwiegermutter.“

„So ist deine Gattin auch deine Cousine?“

„Gewiß! In meinem Elternhause herrschte durchaus musikalische Atmosphäre, und meine Mutter selbst unterrichtete mich von meinem sechsten Lebensjahre an im Klavierspiel, und ich kann dir sagen, sie war eine strenge Lehrerin.“

„Und das Komponieren?“ warf Björnson ein.

„Im dreizehnten Jahre versuchte ich meine erste Komposition: Variationen über eine deutsche Melodie! — War keine große Sache, aber sie muß doch gut gewesen sein, denn Ole Bull, der weltberühmte norwegische Geiger, hatte großes Gefallen an meiner Erstlingsarbeit und er ließ meinen Eltern, mich Musik studieren zu lassen, und im Herbst 1858,

also mit 15 Jahren, bezog ich das Leipziger Konservatorium, wo Moritz Hauptmann und Moscheles meine Lehrer waren. Nach Beendigung meiner Studien kehrte ich nach der Heimat zurück, aber unser Landsmann Nordraak, der in Kopenhagen lebt, rief mich nach der dänischen Residenz, wo nun meine eigentlich fruchtbare Tätigkeit begann.“

„Ich weiß, Edvard! Dort entstanden deine heimatischen Lieder, die dich so schnell bekannt machten.“

„So war es! Und nun wäre mein Lebenslauf erzählt. Nur kurz noch, daß ich in Kopenhagen meine Cousine Nina Hagerup, die dort als anerkannte Sängerin wirkte, lieben lernte, daß wir uns trotz des Widerspruchs meiner Schwiegermutter heirateten, und daß ich jetzt ganz kräftigen Appetit verspüre und vorschlage: wir machen uns auf und unternehmen eine Aftade auf die Kühe!“

„Einderstanden!“ rief Björnson, und sie schritten dem Hause zu. Plötzlich blieb Grieg stehen und sagte: „Ich höre schon wieder ferne Musik!“ Und da kam auch schon Nina aus dem Hause geeilt und rief: „Wir wollen das Essen ein Stündlein verschieben! Im Dorfe wird heute Hochzeit gefeiert, wir wollen nach Trolldhaugen gehen und uns den Festzug anschauen!“ Und sie wanderten durch hohe, stille Wälder dem Flecken zu und kamen gerade noch zurecht. Der Landförster Riels Gaade heiratete die reiche Fischerstochter Selma Chrström und nun zog die stattliche Schar, alle in der schmutzen norwegischen Festtagstracht, zur Kirche. Das war ein prächtiges, buntes Bild. Die Musikkapelle marschierte voraus und spielte fröhliche Weisen, und dem allem Volks-tümlichen und Althergebrachten Grieg ging das Herz auf. — Als sie nun wieder daheim waren und das feierliche Mittagsmahl zu Ende ging, stand Edvard Grieg plötzlich auf, ging zum Flügel und begann zu phantasieren, lange, lange Zeit.

Schweigend und ergriffen lauschten seine Gattin Nina und der große Björnson der herrlichen Musik, und die beiden ahnten in jenen Minuten wohl kaum, daß diese Klänge, welche jetzt ein ganz Großer unter den Musikern gebär, Weltruhm erlangen würden, daß diese Klänge dereinst jeder Gebildeter der ganzen Welt erkennen würde, sobald nur die ersten Takte ertönen. Wieder spielte Grieg das selbe und noch einmal. Dann stand er auf, dehnte und reckte sich glücklich und rief zufrieden aus: „Jetzt kann ich zu Papier bringen! Es wird seinen Weg machen durch die Welt!“ „Und wie willst du diese herrliche Musik nennen?“ fragte ergriffen Nina.

„Hochzeit auf Trolldhaugen!“

Wußten Sie das schon?

Der kürzlich verstorbene William Wrigley besaß in Kalifornien einen Steinbruch. Da die Luft hier meist dick von dem Staub war, der bei den Arbeiten aufwirbelte, kam er auf den Gedanken, daß man, wenn man diesen Staub sammelte, ein ungewöhnlich feinzerteiltes Rohmaterial für Tonkrüge und andere keramische Gegenstände gewinnen könne. Die Idee ist glänzend eingeschlagen. Die aus diesem Staub hergestellten Tongefäße sind besonders gut und haltbar.

Der größte Planet unseres Sonnensystems, der Jupiter, ist 1300 mal so groß wie unsere Erde. Charakteristisch für den Jupiter sind die parallel angeordneten dunklen Streifen, die sich zu beiden Seiten seines Äquators über seine Oberfläche erstrecken. Es wird angenommen, daß sie aus Dampfmassen in der Atmosphäre bestehen. Nach Ansicht der Gelehrten ist der Jupiter in seiner jetzigen Beschaffenheit ein Bild der Erde, wie sie früher war, während der Mond und seine Beschaffenheit die Zukunft der Erde zeigt.

Um das Jahr 1000 bestellte der Kaiser Sung von China bei einem Topfmacher eine Vase, die so empfindsam sein sollte, daß sie erröte, wenn jemand in ihrer Nähe einen bösen Gedanken über ein Mitglied der kaiserlichen Familie dächte. Der Topfmacher Chan war vor keine leichte Aufgabe gestellt, aber es gelang ihm, eine Vase herzustellen, die wirklich dann und wann erröte. Es wird allerdings behauptet: nur wenn ein Sonnenstreif auf ihre Oberfläche fällt. Die seltsame Vase wurde in einem Palast in Peking aufgestellt und zum Mandarin ernannt. Sie bekam sogar Frauen und Nebenfrauen und einen Stab von Dienern, die die Vase beschützen mußten. Sie achteten sorgfältig darauf, daß die Vase im Schatten blieb, denn ihr Erröten konnte ja für jeden von ihnen den Tod bedeuten.